

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 7 (1964)
Heft: 2

Artikel: Über das Lesen im Altertum
Autor: Rohde, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DAS LESEN IM ALTERTUM

Aus weithin zerstreuten Schriften, aus nachgelassenen Manuskripten und Vorträgen des bedeutenden deutschen klassischen Philologen Georg Rohde (1899–1960) haben Irmgard Rohde und Bernhard Kytzler einen Gedenkband zusammengestellt, der vieles enthält, was nicht bloß für den Erforscher des Altertums, sondern auch für den gebildeten Laien von bleibendem menschlichem Wert ist. Wir haben die folgenden Partien mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Walter de Gruyter & Co. in Berlin dem Band «Studien und Interpretationen zur antiken Literatur, Religion und Geschichte» entnommen.

Wie alt ist die Wertschätzung des Lesens als einer würdigen, dem Menschen wohl anstehenden, ethisch wertvollen Tätigkeit? Welche Voraussetzungen sind für eine solche Wertschätzung nötig? Wir haben es mit einem Gebiet der menschlichen Kulturgeschichte zu tun, das eigentlich in einem sehr weitgespannten, einem weltweiten Rahmen betrachtet werden müßte. Was hier geboten werden kann, ist nur ein Ausschnitt: von der Stellung, die das griechisch-römische Altertum zum Lesen einnahm, soll die Rede sein. Aber selbst innerhalb dieser Begrenzung kann es sich nur darum handeln, an einige Tatsachen zu erinnern, die im Grunde uns allen gegenwärtig sind.

Man hat die griechische Kultur «une civilisation sans livres» genannt. Das bedeutet nicht, daß das Buch innerhalb der griechischen Kultur keine Bedeutung gehabt hätte, sondern nur, daß die Wertschätzung des Buches bei den Griechen eine andere war als bei uns. Noch Friedrich

August Wolf war der Meinung, daß die homerischen Epen zuerst nur mündlich überliefert worden seien, weil die Griechen die Schrift zur Zeit der Entstehung dieser Werke noch nicht gekannt hätten oder doch nicht allgemein angewendet hätten. Wir wissen heute, daß diese Vorstellung falsch ist. Nicht nur haben wir Einblick in die Entstehungsgeschichte des griechischen Alphabetes, wir müssen vielmehr auch bekennen, daß die Entstehung so umfangreicher Werke notwendig an das Vorhandensein der Schrift gebunden ist. Die Griechen haben die Schrift und den Papyros als Schreibmaterial wesentlich früher gekannt, als man noch vor gar nicht so langer Zeit annahm. Und wenn Homer wirklich gelebt hat, so hat er ganz gewiß seine Werke niedergeschrieben. Die Frage ist nun: sind diese auch gelesen worden? In späterer Zeit gewiß, aber für die Zeit der Entstehung müssen wir diese Frage verneinen: den einsamen Leser, der sich von seinen Standes- oder Altersgenossen freiwillig

LEGENDEN ZU DEN SECHS VORANGEHENDEN ILLUSTRATIONEN

- 2 *La Bohème et mon cœur*, par Francis Carco. Gravures de Daragnès, chez Emile Paul frères, Montmartre 1929. Illustration zu dem Gedicht «Retraite» (1. Strophe), S. 19.
- 3 Pierre Louÿs: «Mimes des courtisanes de Lucien.» Illustrations d'Edgar Degas. Editeur Ambroise Vollard, Paris 1935. Chapitre «Le Retour malencontreux».
- 4 Alphonse Daudet: «Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon.» Lithographies originales en couleurs de Raoul Dufy. Edition Scripta et Picta, Paris 1937. Szene: Tartarins erste Eindrücke in Algier (Abb. S. 91).
- 5 *Quinti Horatii Flacci carmina. I. Odes d'Horace.*

- Texte latin et Traduction en vers par le Baron Delort. Gravures sur bois d'Aristide Maillol. Editeur Philippe Gonin, Paris 1939. Liber secundus. IX. Ad valgium. Non semper imbres.*
- 6 «Bubu de Montparnasse» par Charles-Louis Philippe avec des Eaux-fortes de André Dunoyer de Segonzac. Edité par la Société lyonnaise «Les XXX» 1929. Chapitre troisième – Szene: Pierre Hardy trifft Berthe.
 - 7 Johann Wolfgang von Goethe: «Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand.» Berlin in E. Steinthals eigenem kleinen Verlag, 1921/1922. Druck: Meisterpresse, Charlottenburg. Lovis Corinth radierte die 27 Bilder und Initialen. C. F.

absondert, um sich mit einem Buch in der Hand in die Welt der Dichtung zu entrücken, hat jene Zeit noch nicht gekannt. Die epische Dichtung ist für den öffentlichen Vortrag geschaffen. Wenn die Werke Homers und Hesiods aufgeschrieben wurden, so dienten diese Texte und die davon genommenen Abschriften nur dazu, dem vortragenden Sänger oder Rhapsoden eine Gedächtnishilfe zu bieten. Aber der Vortrag selbst geschah auswendig; ein Rhapsode mit dem Buch in der Hand würde wahrscheinlich von seinen Hörern ausgelacht und von seinen Berufsgenossen ausgestoßen worden sein. Wer ein episches Werk vortrug, behandelte dieses zweifellos stets wie eine im Augenblick unter dem Anhauch der Muse in ihm entstandene Dichtung, und die Zuhörer werden ihm diese Selbsttäuschung, wenn es eine war, nicht schwer gemacht haben; keiner unter ihnen wird daran gedacht haben, daß es sich hier um die Schöpfung eines anderen, um ein durch die Schrift vermitteltes Werk handelte. Das Werk ist da für den Augenblick, in dem es vorgetragen wird. Das geschriebene Buch und das Benutzen dieses Buches sind Mittel zum Zweck, die nach Möglichkeit verborgen gehalten werden, nicht mehr; kein eigener Wert wohnt ihnen inne. Diesen hat allein das lebendige, im Augenblick erklingende, den Augenblick machtvoll erfüllende Wort.

Das Gefühl dafür, daß es im Grunde allein so richtig sei, ist dem Griechen immer eigen geblieben. Logos ist mündliche Rede, und diese hat ihren Vorrang gegenüber dem aufgeschriebenen Wort immer behalten. Das Buch und seine Lektüre stellt immer nur ein klägliches Surrogat dar für den persönlich anwesenden Sprecher; nur als solches läßt man es gelten. Die Athener des 5. Jahrhunderts haben unendlich viel an Dichtwerken in sich aufgenommen; aber alle diese Werke waren etwas Einmaliges, an die Aufführung gebunden, in der allein sie lebendig wurden. Das gilt für die Tragödie, die Komödie und die Chorlyrik ebenso wie für Prosawerke; denken wir daran, daß

Herodot sein Geschichtswerk öffentlich vorgetragen hat. Es hat natürlich auch Bücher gegeben, und sicher sind mit dem größten Eifer Nachschriften der gehörten Werke angefertigt worden. Und doch müssen wir sagen: gelesen worden ist in dem uns vertrauten Sinne in dieser Epoche nicht.

Nur von *einem* großen Bücherleser hören wir aus jener Zeit, dem Tragiker Euripides. Er ist der erste Grieche, von dem wir wissen, daß er eine Bibliothek besessen hat, und daß diese eine der Grundlagen seiner geistigen Existenz war. Seine Tragödien zeigen vielfache Spuren ausgedehnter Lektüre. Euripides nimmt den Typ des einsamen Bücherlesers vorweg, der erst etwa ein Jahrhundert nach ihm allgemeiner werden sollte. Für ihn ist es eine der Beglückungen, die das Leben schenkt, Bücher zu lesen; er scheut sich nicht, die Empfindung für dieses Glück bereits den Gestalten der mythischen Welt zuzuschreiben: In einer seiner Tragödien, dem uns verlorenen Erechtheus, läßt er den aus alten Männern bestehenden Chor singen: «Rasten soll mein Speer, daß die Spinnen ihren Faden darum flechten; in Ruhe möchte ich das graue Alter durchleben; singen will ich, das graue Haupt umkränzt, den thrakischen Schild will ich aufhängen im säulenumstandenen Hause der Athene, entfalten möchte ich die Stimme der Schreibtafeln, durch die die Weisen sich vernehmlich machen.» Da haben wir den einsamen Leser, der, entrückt der Umwelt und ihrem Geschehen, in der geistigen Welt heimisch ist, diese als die eigentliche Wirklichkeit ansieht.

Aber selbst hier haben wir doch noch nicht unsere Art von Lesen. Das Wort «Stimme der Schreibtafeln» zeigt uns, daß Lesen auch hier noch als Erklingenlassen einer Stimme gefaßt ist, die geheimnisvoll in den Schreibtafeln bewahrt ist; Lesen ist immer noch Wiedergabe oder, wie der Grieche sagt, Wiedererkennen des von einem anderen Gesagten und dessen Aufnahme durch das Ohr. Der antike Mensch hat bis in die spätesten Zeiten des Altertums laut

gelesen, auch wenn er allein las; das Aufnehmen von Geschriebenem nur durch das Auge, das über den Text hingleitet, ohne Vermittlung durch das Ohr, begegnet uns erst in viel späterer Zeit.

Wir wissen, wie die Zeitgenossen auf diese Eigentümlichkeit des Euripides reagiert haben, und diese Reaktion zeigt uns, daß sie diesen Mann als absonderlich empfanden. In seinem Bücherlesen, seinem rastlosen Studieren haben sie etwas gewittert, was ihrer eigenen Lebensform feindlich war. Sie sahen darin vor allem das Sichabsondern von der Gemeinschaft. Daß der Dichter für eine weitere Welt da ist als diejenige, die durch das zufällig einer Aufführung beiwohnende Publikum repräsentiert wird, war ein Gedanke, der damals noch nicht galt. So suchen sie hinter der Art des Euripides Hochmut, und der Dichter hat all die üble Nachrede, die dem Sonderling anhängt, erdulden müssen. Unbarmherzig hat die Komödie ihm sein Bücherlesen vorgeworfen und dieses lächerlich zu machen gesucht. Seine Chorlieder enthalten, sagt Aristophanes, was er aus Büchern abgeseiht hat; zwei Verse des Aischylos wiegen schwerer als die ganze Bibliothek des Euripides, das ist etwa die Ansicht des Komödiendichters.

Man sieht, die Kulturkrise der Sophistenzeit zeichnet sich auch in dem Sonderproblem des Lesens, mit dem wir uns hier beschäftigen, ab. Wie erwirbt man Bildung, wie wird man zum Menschen, nachdem die alten Lebensformen erschüttert sind: das ist das Problem dieser Zeit, um das die heftigsten Kämpfe ausgefochten worden sind. Auch das Problem des Lesens ist damals philosophisch erfaßt worden. Wir besitzen darüber Ausführungen, die uns einen tiefen Blick in das Verhältnis der Griechen zum gesprochenen und geschriebenen Wort tun lassen.

Die alten Formen der Öffentlichkeit, wesentlich bedingt durch die politische Form des Stadtstaates, verschwanden im Laufe des 4. Jahrhunderts. Für das, was in

der geistigen Welt vor sich ging, war ein weiter Widerhall vorhanden in der ganzen griechischen Welt, von Kleinasien bis Südfrankreich hin. Publikum war nicht mehr nur der zufällige Kreis der persönlich Anwesenden, sondern die ganze griechische Welt. Und doch hat Platon das Absurde, ja fast Frevelhafte, das in der schriftlichen Festlegung des lebendigen Wortes besteht, tief empfunden und ausgesprochen. Er erklärt, daß das, was in seinen Schriften stehe, nicht das Eigentliche seiner Lehre sei, daß sich die letzte philosophische Erkenntnis überhaupt nicht der Schrift anvertrauen lasse. Das Buch ist tot, läßt er den Sokrates sagen; es kann nicht antworten, wenn man es fragt, es stellt auch selbst keine Frage, und wenn man es nach dem wenigen fragt, was in ihm niedergelegt ist, so gibt es einen Klang wie ein metallenes Becken, das, einmal angeschlagen, immer weiter tönt (Prot. 329a). Man weiß auch nicht, in wessen Hände das geschriebene Wort gelangt und was es in dem Lesenden bewirkt. Weit entfernt, eine Hilfe für Weisheit und Gedächtnis zu sein, erzeugen die Buchstaben vielmehr Vergessen in der Seele; die Kraft des Gedächtnisses bleibt ungeübt und ungenutzt. Die Griechen, die wenige Dinge ihrer Welt ohne Anknüpfung an den Bereich des Göttlichen gelassen haben, wußten nichts von einem göttlichen Ursprunge der Schrift und des Lesens wie etwa die Ägypter. Das Bewußtsein der Unvollkommenheit und Bedenklichkeit des Schreibens ist den Griechen nie verlorengegangen, und für Platon insbesondere ist das Lesen nur ein Notbehelf, eine bloße Widerspiegelung des eigentlichen geistigen Geschehens, verständlich und fruchtbar nur für den, der an der widergespiegelten Wirklichkeit teilhatte. Wirkliches Wissen ergibt sich nur aus langem Umgang mit dem Wissenden; Lesen eines Buches erzeugt nur die nichtige Illusion von Wissen, das viel zu leicht erworben ist, um solide zu sein.

Das sind Gedanken, wie sie ja aus dem Dialog zwischen Faust und Wagner uns

vertraut sind. Wagner rühmt das Glück des geistigen Genusses:

Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig
Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

(1104–1109)

Darauf hat Faust schon vorher seine Antwort gegeben:

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigener Seele quillt.

(566–569)

Aus der Erkenntnis der Bedenklichkeit und Unvollkommenheit des Schreibens heraus hat Platon, da doch nun einmal zu seiner Zeit das Bücherschreiben die Form der Gedankenvermittlung geworden war, sich zeitlebens einer schriftstellerischen Form bedient, die dem Buch so fern wie möglich steht: des Dialogs. Daß dieser niedergeschrieben wird, ist ein Notbehelf; aber, soweit das bei etwas Geschriebenem möglich ist, bewahrt er doch den Charakter des gesprochenen Wortes. Er zwingt den Leser, zu einem Hörer und Teilnehmer an dem Gespräche zu werden.

Platons Dialoge stellen den letzten Widerstand des griechischen Geistes gegen das Abstraktwerden des lebendigen Wortes, gegen seine Loslösung von der Gesamttextistenz des Sprechenden dar.

Eine Sphäre hat es immer gegeben, in der das Buch und das Vorlesen aus ihm stets eine Rolle gespielt hat: die orphischen Mysterien. Bezeichnenderweise kennt der griechische Kult sonst keine Verwendung des Buches im Ritual und kein rituelles Lesen. Nur Orakelpriester und die Weihepriester des Orpheus durchwanderten die griechischen Lande, mit einem Haufen von Büchern beladen, aus denen sie ihre Gebete und Sprüche lasen und die Anweisungen zu ihren Praktiken entnahmen. Die schriftliche

Aufzeichnung hatte hier den Sinn, Alter, Echtheit und damit Wirksamkeit des Textes zu gewährleisten; auf das lebendige Wort kam es gar nicht an, nur auf die Reinheit der Überlieferung. Es ist nun sehr bezeichnend, wie die Griechen gerade die Benutzung von Büchern bei den orphischen Weihen als etwas Fremdartiges, dem Wesen des Logos Widersprechendes empfunden haben. Und gerade Platon spricht sich über die Bücherhaufen der Orphiker verächtlich aus.

Was Platon über das Lesen und Schreiben sagt, zeigt an, daß zu seiner Zeit diese Dinge problematisch geworden waren. Seine Stellungnahme als die allgemeine anzusehen, soviel echt Griechisches ihr auch zugrunde liegt, wäre falsch. Trotzdem darf man wohl sagen, daß die Ablehnung des Schreibens und Lesens als Mittel geistiger Überlieferung das Kennzeichen einer produktiven Zeit ist, die nicht ängstlich auf Erhaltung der einmal zutage getretenen Gedanken bedacht ist, sondern sich imstande fühlt, immer neue aus sich zu erschaffen.

Diese Haltung mußte sich naturgemäß ändern, als man zu begreifen anfang, daß die Epoche der großen geistigen Produktion zu Ende ging, als man begann, gleichsam eine Bestandsaufnahme der griechischen Kultur zu unternehmen. Aristoteles, der damit auf einer ganzen Reihe von Gebieten gleichzeitig den Anfang gemacht hat, war ein großer Leser. Es ist kein Zufall, daß wir von seiner Bibliothek hören, die seltsame Schicksale durchgemacht hat, bis ein Teil von ihr schließlich nach Rom gelangte. Aristoteles' Werke, seine umfassenden wissenschaftlichen Pläne, sind gar nicht denkbar ohne eine wohlgeordnete und schon ganz in unserem Sinne benutzte Bibliothek und intensives Studium. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade in der Epoche des Aristoteles dem Buch als solchem, als einem Symbol geistiger Werte, eine Art von Verehrung entgegengebracht wird: so führte Alexander auf seinen Feldzügen die Ilias in einem kostbaren Schrein mit sich.

Die Epoche aber, in der das Buch und das einsame Lesen die Bedeutung gewinnt, die wir beiden heute noch zuerkennen, ist die hellenistische. Wenn das Anhören der Tragödienaufführungen für den Athener des 5. Jahrhunderts eine Art von Spiel war, wenn auch ein ernstes Spiel, durch das ihm geistige Nahrung mühelos vermittelt wurde, so wird in der hellenistischen Zeit das Sichaneignen der großen Werke der Vergangenheit zu einer sehr ernstesten, schwer zu nehmenden Aufgabe. Mit Staunen und Schrecken sieht man, mit welcher Sorglosigkeit die geniale Zeit ihre herrlichen Schätze behandelt hat, wieviel bereits verloren ist. Daraus erwächst die Verpflichtung, zu retten, was zu retten ist, und so gewinnt der geschriebene Text und die Beschäftigung mit ihm eine große Bedeutung. Nur, was schriftlich festgelegt ist, ist von nun an wirklich vorhanden. Und das Lesen dieses schriftlich Festgelegten wird zu einer an sich verdienstlichen Handlung. Die Gelehrten der Zeit bemühen sich um Abschriften der klassischen Werke; sie vergleichen diese miteinander und machen Ausgaben mit einem endgültigen Text, den man nun vor dem Verlorene sorgsam zu bewahren sucht. Die literargeschichtliche Forschung, von Aristoteles begonnen, weitet sich ungeheuer aus. Das wirkt zurück auf die zeitgenössische Dichtung: diese hat nicht die großen, weit hin wahrnehmbaren, leicht aufzufassenden Linien der alten Werke; die Dichtungen, die nun entstehen, setzen den einsamen Leser vor seinem Buche voraus und verlangen von ihm eine Versenkung in den geschriebenen Text, wie die klassischen Werke es nicht taten.

Das alles führt zu einer hohen Bedeutung des Buches und des Lesens. Das Lesen wird zum Schlüssel, der den Zugang zur geistigen Welt wie zur großen Vergangenheit öffnet. Allmählich gibt es kein Gebiet des Lebens mehr, bis zur Kochkunst hinunter, in dem man ohne Lesen auskommt. Dem entspricht es, daß in dieser Epoche die großen öffentlichen Bibliotheken gegründet werden, daß

Städte wie Alexandria und Pergamon um dieser Bibliotheken willen zu Zentren des geistigen Lebens werden. Das Lesen wird zum Zeichen des Menschseins überhaupt. Bei der Beurteilung eines Menschen fällt nicht mehr nur seine originelle Denkkraft ins Gewicht, sondern auch sein durch Lesen erworbenes Wissen, seine Vertrautheit mit dem geistigen Erbe. Lesen an sich, sich mit Gelesenem beschäftigen, wird zu einer ethisch wertvollen Handlung. Der Typ des rastlos um seine Bildung bemühten Lesers, dem das Tageslicht nicht ausreicht und der daher künstliches Licht in der Nacht zu Hilfe nehmen muß, als einer menschlich aner kennenswerten Figur entsteht.

Wenn wir nun, bevor wir zu den Römern übergehen, nach den einzelnen Gründen fragen, die die Menschen zum Lesen veranlassen, so müssen wir vor allem drei hervorheben. Lassen wir den Gelehrten beiseite; bei ihm versteht sich das Lesen von selbst. Erstens muß der junge Mensch die Dichter lesen, um einzutreten in das geistige Erbe seines Volkes. Nun war das mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Denn die klassischen Werke waren ja für reife Menschen gedacht. Es gab mancherlei in ihnen, in sittlicher wie religiöser Beziehung, das den jungen Seelen schaden konnte. Es galt, dieses Gift unschädlich zu machen. So entstanden Anweisungen, wie man lesen sollte, wie man den jungen Menschen die alten Werke erklären sollte. Den Niederschlag solcher Anweisungen finden wir etwa in der uns erhaltenen Schrift des Plutarch: Wie der junge Mensch die Dichter kennenlernen soll.

Ein zweiter Grund für die Lektüre ist die Stilbildung des Redners. Auch hierfür gab es eingehende Anweisungen. Aus diesen ist der ganze Zweig der Stilkritik erwachsen, ein Gebiet, auf dem wir oft unendlich feinen und treffenden Erkenntnissen begegnen. Eine solche literarische Stilkritik zum Zwecke der Ausbildung des rednerischen Stiles liegt uns zum Beispiel vor in dem Werke des Redelehrers Quintilian aus dem

1. Jahrhundert der Kaiserzeit. Die hohe stilistische Vollendung der meisten antiken Werke ist oft mehr als wir ahnen erkaufte durch unendliche Sorgfalt, einen uns fast unvorstellbaren Fleiß und systematisches Vorgehen in der Lektüre der großen Muster.

Die dritte Art von Lektüre ist die höchste und wichtigste. Es ist diejenige, die der menschlichen Vervollkommnung dient, die philosophische Lektüre, die dem Menschen dazu mithilft, seiner Leidenschaften Herr zu werden und in seiner Seele Klarheit und Ruhe zu schaffen.

Als die Römer nach einer langen Periode des Abgeschiedenseins von der griechischen Kultur erneut mit dieser in Berührung traten, da war es zuerst die hellenistische Welt, die sie beeinflusste. Und aus dieser übernahmen sie von Anfang an die Wertschätzung des Lesens. Der Zugang zum griechischen Geiste erfolgte für sie nur ausnahmsweise durch Vermittlung von Griechen, er wurde in der Hauptsache durch fleißiges, unausgesetztes Lesen gewonnen. So sind die Römer große Leser geworden. Erstaunliche Spuren von Belesenheit finden wir bereits in den ältesten Werken der römischen Dichtung. Noch ernster als die hellenistischen Griechen nahmen die Römer die Aufgabe, sich durch Versenkung in die klassischen Werke einen Zugang zum Geiste der Vorzeit zu schaffen. Was die Römer an bleibenden Werken geschaffen haben, daran hat intensive, hingebungsvolle Lektüre keinen geringen Teil. Das Wort, das Horaz den Dichtern seiner Zeit zugerufen hat: *vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna* (ars 268/9), gilt bereits für eine sehr viel frühere Zeit. Lesen gewinnt nun einen ganz neuen Sinn; es ist nicht nur eine sehr ernst zu nehmende geistige Tätigkeit, es wird darüber hinaus zu einem Sichbekennen zu einer bestimmten geistigen Haltung, zu einem SichEinordnen in einen großen geistigen Zusammenhang. Dichter sprechen von ihrem Lesen, am eindrucksvollsten vielleicht Lukrez, dessen Erweckung durch

Epikur auf Lektüre beruht: «Du, Vater, bist der Entdecker der Wahrheit, du gibst uns väterlich Rat. Wie die Bienen auf blumiger Halde allen Honig den Blüten entsaugen, so schlürfen auch wir aus den Rollen, die du Herrlicher schriebst, nun alle die goldenen Worte, ja goldene und wert, bis in Ewigkeit weiterzuleben» (3,9–13).

Wo wir nur hinschauen, treffen wir in Rom auf Leser. In Ciceros Briefen ist sehr oft von Lektüre, von entliehenen oder zu beschaffenden Büchern die Rede. Ciceros Freund Atticus verschmähte es, den Gästen, die er zur Mahlzeit bei sich sah, eine andere Annehmlichkeit zu bieten als das, was er für den höchsten Genuß ansah: beim Mahle wurde vorgelesen, und Atticus konnte es sich erlauben, fern von aller gesellschaftlichen Konvention nur solche Gäste bei sich zu sehen, denen er mit einer solchen Vorlesung Freude zu machen gewiß war. Und auch wer allein speiste, hatte wohl bei der Mahlzeit ein Buch neben sich, so wie es uns von dem Kaiser Alexander Severus berichtet wird. Daß bei dieser Ausdehnung der Lektüre nun auch das Lesen aus bloßem Unterhaltungsbedürfnis eine Rolle zu spielen beginnt, ist begreiflich: Im Gepäck eines der im Jahre 53 bei Carrhae gefallenen römischen Offiziere fand sich ein Exemplar des antiken Boccaccio, der milesischen Novellen des Aristides, eine Tatsache, die dem parthischen Befehlshaber Anlaß zu einer propagandistisch stark ausgenutzten sittlichen Entrüstung gab. Das Lesen zur Unterhaltung gewinnt den Sinn einer Flucht aus der Wirklichkeit; so wird die Zeit vom Ende des 2. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. zu der Epoche, die den Höhepunkt des antiken Romans darstellt. Ich kann mir weitere Darlegungen darüber ersparen, nachdem Franz Altheim in seiner Schrift «Roman und Dekadenz» (Tübingen 1951) darüber gehandelt hat.

Die Überzeugung von der Wichtigkeit des Lesens hat in Rom und im römischen Reich vor allem in der Kaiserzeit zur Anlage öffentlicher Bibliotheken geführt. Be-

sonders die Kaiser selbst haben in dieser Richtung miteinander gewetteifert. Davon soll hier nicht weiter die Rede sein. Nur ein Monument, das Werk eines Privatmannes, sei hier erwähnt: es ist die schönste Ruine in Ephesos, die Bibliothek des römischen Senators Celsus, die über seinem Sarkophag errichtet worden ist. Der Gedanke, sich als Grabmal eine Bibliothek zu erbauen, kennzeichnet die Zeit (es ist das 2. Jahrhundert n. Chr.) aufs beste. In einem anderen Sinne, als Seneca es meint, ist diese Bibliothek für ihren Stifter eine Hilfe gegen den Tod – *adversus mortem auxilium* – geworden: sein Name ist durch diesen Bau vor der Vergessenheit bewahrt geblieben.

Und schließlich müssen wir in diesem Zusammenhang noch der letzten Jahrhunderte Roms gedenken. Das Reich ist erschüttert. Von außen drohen andringende Feinde Verderben, von innen bedroht das immer mehr vordringende Christentum den Bestand der alten Kultur. Die vornehmen Geschlechter der Stadt Rom sind aus dem politischen Leben ausgeschaltet, von außen gekommene Eindringlinge nehmen die höchsten Stellen im Staate ein, ja sind oft mächtiger als die Kaiser selbst. Da übernehmen die vornehmsten Männer Roms die Aufgabe, wenigstens die geistigen Werte der alten Kultur und des alten Glaubens und die stolzen Erinnerungen der römischen Geschichte hinüberzuretten in die dunkle Zukunft. Sie lesen die alten Texte in dem Gefühl, daß sie mit diesem Lesen eine Verantwortung gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft auf sich nehmen. An den Fest-

tagen des alten Kultes versammeln sie sich, um über das Gelesene zu sprechen und es aus ihrem Wissen um die alte Zeit heraus zu deuten. Vor allem aber suchen sie die Fehler zu verbessern, die durch die Sorglosigkeit früherer Zeiten sich in die Texte eingeschlichen haben. Diese Tätigkeit wird geradezu erblich in den vornehmen Familien, und noch in den uns erhaltenen Handschriften finden wir Vermerke wie: ich, der erlauchte Iulius Celsus Constantinus, habe dies gelesen. Sieht man eine solche Subskription, so weiß man, daß man auf sicherem Boden steht. Diese Tätigkeit des Lesens und Verbesserns der alten Texte haben diese Männer so hoch gehalten, daß sie selbst in ihren Grabschriften erscheint. Ein kostbares Denkmal ist die in Rom gefundene Grabschrift des im Jahre 384 n. Chr. gestorbenen Vettius Agorius Praetextatus, die ihm seine kurz nach ihm gestorbene Frau gesetzt hat. Da heißt es unter anderem: «Was in beiden Sprachen (der griechischen und der lateinischen) hervorgebracht worden ist durch die Bemühung der Weisen, denen des Himmels Pforte offensteht, seien es Gedichte, die sie voller Kunstverstand verfaßt haben, sei es Prosa, alles legst du besser aus deiner Hand, als du es, um es zu lesen, in sie genommen hast.»

Den Männern, die das Lesen in einem so hohen Sinne aufgefaßt und ihr ganzes Leben in den Dienst der geistigen Überlieferung gestellt haben, verdanken wir nicht nur, daß wir die alten Texte heute noch lesen können: sie sind für uns Vorbilder einer Haltung, die auch für unsere Zeit ihren Wert hat.

*
* * *
*